

schied von tragisch, heroisch, komisch, die Sprachform, der Stil, die Rolle der Weltanschauung und schließlich das Gefüge der Arten behandelt. Am schwächsten ist die Darstellung, wo sie versucht, von der Wurzel her das Wesen der beiden Kunstformen zu erkennen. Die „Grundbegriffe der Poetik“ von Emil Staiger, Zürich 1951² — leider wird das Buch in den Literaturhinweisen nicht genannt — sind in dieser Beziehung bedeutend aufschluß- und ergebnisreicher. Staiger dürfte auch darin recht haben, daß im Epos dramatische, im Drama epische Elemente vorhanden sind. H. Becher S.J.

Mohler, Armin: Die Schleife. Dokumente zum Weg von Ernst Jünger. (156 S.) Zürich 1955, Die Arche. DM 8,80.

Der langjährige Sekretär stellt willkommene Dokumente zur genaueren Kenntnis des Lebens, der geistigen Entwicklung, der Arbeitsmethode, des Alltags von Ernst Jünger zusammen, verbindet die Zeugnisse und erzählt das Leben, um damit einen modernen Schriftsteller zu zeichnen. In der Einleitung führt er eine Stelle aus der ersten Fassung des „Abenteuerlichen Herzens“ an, die für Jünger, der besonders auch als Tagebuchschreiber bekannt wurde, wichtig ist: „... Aus diesem Bewußtsein heraus meine ich auch, wenn ich mich mit mir beschäftige, nicht eigentlich mich, sondern das, was dieser Erscheinung zugrunde liegt und was somit in seinem gültigsten und dem Zufall entzogensten Sinne auch jeder andere für sich in Anspruch nehmen darf.“ Dies gilt einigermaßen auch für das vorliegende Buch. Man muß Mohler zustimmen, daß heute weiteste Kreise, und zu ihnen zählt Jünger, nicht mehr in einer allgemeinen, Sachen und Personen wurzelnden absoluten Ordnung leben. So können sie sich allein auf eine volle, für alle anwendbare Erfüllung ihrer leidgeistigen Natur berufen. Alles übrige ist Widerspruch zu ihrer eigenen Existenz oder aber gehört dem Bereich des Privaten und Zufälligen an, das höchstens die sträfliche Neugier befriedigen kann. Vielleicht ist Mohler in seinen Auskünften über Jünger in diesen Bereich geraten. H. Becher S.J.

Küpper, Heinz: Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. (421 S.) Hamburg 1955, Claassen Verlag. DM 27,—.

Köhler, Georg: Schule der Schlagfertigkeit. (215 S.) Nürnberg 1955, Glock u. Lutz. DM 7,50.

Schöffler, Herbert: Kleine Geographie des deutschen Witzes. Mit einem Nachwort herausgegeben von Helmuth Pleßner. (99 S.) Göttingen 1955, Vandenhoeck u. Ruprecht. DM 2,40.

Die Volksverschiebungen der letzten Jahrzehnte, die stärkere Berührung der Menschen durch Reise, Verkehr, Berufsleben, die Verstädterung, kurz die Bildung der Masse

haben zwischen der Hochsprache und dem landschaftlichen Dialekt der Umgangssprache eine erhöhte Bedeutung gegeben. Im allgemeinen bedeutet sie eine Wertminderung der Worte, eine Vergröberung des Ausdrucks, aber es sind doch auch starke Züge der Anschaulichkeit, Treffsicherheit usw. festzustellen. Daher bedeutet die Umgangssprache auch eine Bereicherung. Jedenfalls ist sie eine Erscheinung, die nicht mehr aus dem geistigen Leben des Volkes wegzudenken ist. Küpper hat das Verdienst, eine Bestandsaufnahme der Wörter der Umgangssprache vorgenommen zu haben. Er erklärt dabei die Herkunft und bestimmt die genauere Bedeutung. In den zwei guten Einleitungsaufätzen untersucht er die Lebensbedingungen und den Stil dieser Sprache. Das Wörterbuch erklärt in seinem ersten Teil die einzelnen Ausdrücke und bietet im zweiten Teil die Umgangsworte zu einzelnen hochdeutschen Grundbegriffen. Das Buch ist sowohl für den Deutschen wie für den Ausländer sehr wertvoll.

Die Sammlung von Anekdoten durch Köhler enthält auch viele Beispiele zur Geschichte schlagender Ausdrücke. Ob sie auch eine Schule der Schlagfertigkeit ist, erscheint fraglich.

Der Erfolg des Buches von Lützel über den kölnischen Humor hat wohl Pleßner veranlaßt, die im „Reich“, der Wochenschrift von J. Göbbels, erschienenen Aufsätze, vermehrt, herauszugeben. Schöfflers Untersuchungen stehen jedoch an Tiefe, Schärfe der Beobachtung und Liebe zu den einzelnen Volksgruppen bedeutend unter denen Lützels, sind aber doch willkommen.

H. Becher S.J.

Der Krieg im Roman

Ledig, Gert: Die Stalinorgel. (221 S.) Hamburg 1955, Claassen Verlag. Leinen DM 8,50.

Der Verfasser scheint mit der Absicht ans Werk gegangen zu sein, im Leser Entsetzen über den Krieg wachzuhalten. Das ist ihm besonders auf den ersten Seiten gelungen: es dürfte schwer halten, ein noch grausigeres Kriegsbuch zu schreiben. Die Handlung umfaßt zwei Kampftage an der russischen Front des Sommers 1942. „Nachdem die Raupen den Obergefreiten zerwalzt hatten, jagte auch noch ein Schlachtflieger seine Sprengmunition in die Masse aus Uniformetzten, Fleisch und Blut. Dann endlich hatte der Obergefreite Ruhe. Er roch vier Wochen süßlich. Bis nur noch Knochen von ihm im Waldgras herumlagen. Zu einem Grab kam er nie“ (S. 8). Seine starke Wirkung erzielt das Buch durch die Kunst der Auslassung: keiner der deutschen Soldaten wird mit Namen genannt, es gibt da nur den Melder, den Obergefreiten, den Feldwebel, Major usw.;

und wenn auf russischer Seite ein Kapitän Soschenko, ein Leutnant Trupikow auftreten, dann wird durch deren Namen der Eindruck des Fremden noch verstärkt.

Es sei jedoch angemerkt, daß sich die „Stalinorgel“ auf der Titelseite als Roman vorstellt. Wenn dieses Wort hier auch befremdend klingt, so weist es doch darauf hin, daß es sich nicht um einen ungefilterten Wirklichkeitsbericht, sondern um ein erzählerisches Kunstwerk handelt, darin manche milderen und menschlicheren Züge, die auch der letzte Krieg nicht ganz verwischte, übergegangen werden konnten. H. Stenzel S.J.

Bauer, Josef Martin: So weit die Füße tragen. (449 S.) München 1955, Ehrenwirth Verlag. Ln. DM 15,80.

Die vorlaute Tonart des ersten Satzes („Daß die Hölle so schön sein kann!“) weicht einer Erzählweise, zu deren Vorzügen es gehört, keine störende Sondermanier zu haben. Erzählt wird das Schicksal des ehemaligen Oberleutnants Forell: wie er, zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, zusammen mit fast 2000 Mitgefangenen im Viehwagen über Omsk nach Kap Deschnew transportiert wird, von wo aus er vergebliche Blicke nach der Beringstraße werfen kann; wie die Gefangenen, Grubenpferden nicht unähnlich, in einen Bleiberg eingekorkt werden, um darin möglichst nützlich zu verkommen; wie Forell mit Hilfe eines ebenfalls gefangenen Arztes in den sibirischen Schneesturm entwischt, wochenlang gegen Erfrieren und Erhungern kämpft und endlich in einem Korjakenzelt so etwas wie sibirische Barmherzigkeit erfährt; wie die Renhirten ihn gütig einem Trupp russischer Strafnikis übergeben, in deren Gesellschaft er goldwaschend, jagend und stehend die Taiga durchzieht; wie er schließlich als verachteter und unbeachteter Landstreicher die mongolische Grenze erreicht, sie jedoch nicht überqueren kann.

So unglaublich diese Flucht, so groß ist die Spannung, in die das Buch den Leser versetzt. Sie ist am größten, solange der Bericht von dem grausamen, nur hie und da durch eine Art ökonomischen Mitleids gemilderten Grubenleben handelt; denn dort am Ostkap weiß man noch ungefähr Ort, Zeit und Zusammenhang: „Was die Herren vor sich sehen, ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine der Diomedes-Inseln. Die tiefe Bläue da hinten gehört zu den amerikanischen Nationalfarben“ (S. 145). Sobald Forell jedoch bei den eingeborenen Sibirjaken untertaucht, solange er Gold wäscht und Bären jagt, verschwimmen Zeit und Gegenwartsbezug.

Das ist nun, auf die Fluchtgeschichte eines Strafgefangenen angewandt, der seinen Leidensweg im Oktober 1949 begann und erst im Dezember 1952 deutschen Boden erreichte, ein unpassendes Wort — ein un-

mögliches Wort, wenn man etwa annimmt, daß der Verfasser lediglich nacherzählt, was einem unserer Gefangenen wirklich zugestoßen ist. Obwohl nun der Eindruck solcher Echtheit durch ein zweiseitiges Nachwort noch erhöht wird, tragen doch einige Partien den Stempel gutgemeinten Erfundenseins an sich: Wo Bauer die Fluchtmotive von Haß und Liebe berührt und den Haß nicht zum Zuge kommen läßt; oder wo er erzählt, wie der knabenhaft junge Mattern, der seinen früheren Zugführer denunziert hat, seine Anschwärmungen wiedergutmacht — dort darf man wohl ethische Konstruktionen des Verfassers vermuten. Wenn man schon einen dem Buch anhaftenden Makel nennt, dann sei es dieses literarische Moment inmitten echten Gefangenens-Elends.

H. Stenzel S.J.

Birkenfeld, Günther: Wolke, Orkan und Staub. Roman. (374 S.) Darmstadt 1955, Franz Schneekluth.

Der Roman spielt in Berlin und erzählt die Geschichte einer Gruppe von Menschen in den Jahren von 1933 bis 1948 etwa, das Hitlerregiment, die Bombennächte und die Eroberung durch die Russen, die Zeit der Entnazifizierung und der Währungsreform: Wolke, Orkan, Staub! Birkenfeld gibt, wenn man nachdenkt, einen Querschnitt durch die gesamte Bevölkerung. Was fehlt, ist eigentlich nur die Schicht der höheren Militärs. Die Ereignisse sind „die“ Vorkommnisse. Es ist dem Verfasser hoch anzurechnen, daß es ihm gelingt, unmittelbare Treue des oft so schrecklichen Berichts mit einer würdigen Sprache zu verbinden. Auf den ersten Blick möchte man glauben, Birkenfeld verbleibe auf der Ebene des reinen Berichtserstatters, der Vorgänge mitteilt, Zustände schildert, Menschen und Seelen zergliedert, um sie verständlich zu machen oder in ihrer Verirrung und Verwüstung zu enthüllen. Allein es ist doch im Hintergrund und unauffällig eine geistige Ordnung sichtbar. Es geht nicht alles auf in Materialismus und Psychologie. Vielleicht aus Furcht, aufdringlich zu sein oder der Tendenz beschuldigt zu werden, vielleicht aber auch aus eigener Unsicherheit und Unklarheit bleibt diese Ordnung wie ein in schwachen Punkten ange deutetes, der Lücken nicht entbehrendes Gradnetz (vgl. die Auseinandersetzung über die Beurteilung der sittlichen Entscheidungen S. 333 ff.). Darum hat der Leser am Ende zwar den Eindruck: „So war es“, aber er wird nicht in seinem Kern aufgewühlt und gestärkt in der Erkenntnis, daß zwar die Ereignisse einmalig sind, im Grund aber der Mensch immer vor den gleichen Fragen und Aufgaben steht, an denen er entweder sich bewährt oder scheitert.

H. Becher S.J.